

LAUDATIO auf Veit Relin
zur Verleihung des Kulturpreises des Bezirk Unterfranken am 26.10.2000
Anneliese Euler, Glattbach

„Was er treibt, tut er aus Liebe!“ Ich bin als Frau ganz unverdächtig, wenn ich dies sage, denn der Satz stammt von einem Mann, von Professor Kasten anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Veit Relin – Environment“ im Wolfgang-Gurlitt-Museum in der Neuen Galerie der Stadt Linz 1971. Nichts hat sich daran geändert bis heute. „Was er treibt, tut er aus Liebe!“ Und ich möchte hinzufügen: „Und es wird Kunst!“

Liebe und Kunst gehen im Werk von Veit Relin eine glückliche Verbindung ein. Das eine wächst aus dem anderen und kann nicht ohne das andere sein. Die Begegnung mit Theater, mit Literatur und Autoren, mit jungen Schauspielern und – sagen wir auch ruhig, mit jungen Schauspielerinnen – aber auch der Umgang mit Tinte und Tusche, Rohrfeder und Rötelfeder und immer wieder die Erprobung der störrischen Kaltnadel – all das braucht er zum Leben wie die Luft zum Atmen.

Veit Relin ist Künstler aus Leidenschaft. Als Schauspieler, als Regisseur und als Maler. Ganze Nächte hat er gezeichnet, die Gesichter in sich aufgesogen, auf Einladungen, im Theater, im Wirtshaus, alles und überall. Und so ist im Laufe der Jahre ein großes Oeuvre herangewachsen. Das Anwesen in Winterhausen hütet es als Schatz, die Aktzeichnungen, die Hinterglasmalerei, die Porträts, die Tierstudien „Afrika, Masai, Mara“, – vielleicht die größte Aufregung seines Lebens. Hier ist er Zuhause. Ebenso wie in seinen beiden Türmen in Sommerhausen. Und wenn er heute mit dem Kulturpreis des Bezirks Unterfranken geehrt wird, dann wird ein Künstler ausgezeichnet, der durch seine Kunst als Schauspieler, Regisseur, Theatermacher und Maler den Namen Sommerhausen in der ganzen Bundesrepublik und darüber hinaus bekannt gemacht hat.

Liebe und Kunst – alle Arbeiten des Künstlers sind davon durchdrungen und geben ihnen ihre unverwechselbare Handschrift. Es ist die Liebe zu allen und allem, zu Dingen und Personen, die für ihn eine einfache Wiesenblume ebenso wertvoll macht wie das große Dichterwort und die ein neugieriges Kindergesicht ebenso zärtlich umfasst wie einen alten Bildstock. Seine Jahreskalender legen davon beredtes Zeugnis ab. Es ist das Ganze, was er erfasst, nicht das Partielle. Diese Einheit macht seine Kunst aus, sowohl beim Zeichnen und Malen als auch im Theater und auf der Bühne. Denn Veit Relin hört nicht nur das Wort und den Ton, er sieht nicht nur die Farbe und Form und liest nicht nur Satz und Handlung – bei ihm wächst gleichzeitig alles zu einem inneren Bild zusammen, das nach außen Gestalt annimmt. Schon beim Lesen der Lektüre sieht er die fertige Inszenierung, denn Worte, Farben und Töne sind für ihn nicht nur Blau, Grün oder Rot, sind nicht nur Klänge und Akkorde, sie haben auch Duft und Geschmack, sie sind schön und hässlich und besitzen Poesie und Liebe. Und so entwickelt sich bei ihm schon im Ansatz aus dem inneren das äußere Bild.

Deutlich wird dies vor allem bei seinen Zeichnungen und Porträts. Wer sie noch nicht kennt, kann sie später im Torturmtheater sehen. Er liebt das Theater, aber Zeichnen ist ihm das Wichtigste überhaupt.

Beim Zeichnen kann er kreativ sein, und zwar primär kreativ. Auch als Schauspieler und Regisseur kann er kreativ sein und sich mit seiner Phantasie bewähren. Aber sekundär. Die größte Aufregung, die es für ihn gibt, ist es darum, Porträts zu zeichnen, Menschen zu zeichnen, Seelenvorgänge in einem Strich wiederzugeben. Das ist für ihn Kunst und nicht, wie er sagt, Raviolidosen mit alt gewordenen Exkrementen. Er drückt sich da übrigens noch deutlicher aus.

Das menschliche Antlitz, da ist er sich sicher, kann in der Kunst nicht verdrängt werden, wie auch das Theater von keinem Medium verdrängt werden kann. Theater – seine Liebe von klein auf. Schon mit 12 Jahren sah er in Linz den „Wilhelm Tell“. Theater, daran hat er keinen Zweifel, wird bleiben, weil es Kunst ist und nicht künstlich, weil es lebendig ist und nicht virtuell, weil es Herzklopfen entfacht und weinen und lachen lässt, weil es ärgert und unterhält: Theater, das ist für ihn das richtige und direkte Leben. Schweiß und Knoblauchgeruch gehören für ihn ebenso dazu wie Arbeit und Mühe. Und immer wieder die Sehnsucht zu wecken – das ist für ihn Theater.

Er wollte nie etwas anderes. Sängerknabe – das war der erste Berufswunsch des kleinen Buben, der am 24. September 1926 in Linz geboren wurde und sich gegen die Bürgerlichkeit des Elternhauses durchsetzen musste. Der Vater kommt aus einem Bauernhof im Mühlviertel, und ging nach Linz zur Polizei. Seine Mutter stammt aus der Linzer Vorstadt und war eine schöne und kluge Frau, an die der Sohn mit großer Liebe noch einmal im Programmheft zu dem erst jüngst im Torturmtheater aufgeführten Stück „Späte Gegend“ gedacht hat.

Der Bub sollte etwas „ordentliches“ werden. Lehrer zum Beispiel. Doch schon in frühen Jahren zeigte sich das erste Talent: Er entzückte die Frauen – ältere damals noch vor allem – mit seiner Stimme. Wenn sich der Knabensopran in der heimischen Wohnküche entfaltete, dann öffneten sich in der ganzen Nachbarschaft die Fenster, und die Frauen lauschten beglückt dem Gesang. Natürlich Frauen, – die ihm später, als er am Staatstheater Kassel engagiert war, rote Herzchen streuten. Natürlich Frauen – sie waren allerdings auch Schuld, dass seine Sängerkarriere schnell zu Ende war. Der zum Heldentenor herangereifte Knabe Relin, der neben dem Gymnasium am Konservatorium Gesang studierte, hat sich „verschrien“, wie er sagt. Seine Stimme, die bereits das hohe „C“ streifte, wurde überstrapaziert. Er konnte bei den Frauen halt nicht „nein“ sagen, wenn sie ihn zum Duett baten. Aber, auch das sagt er in realistischer Einschätzung seiner Begabung, „abendfüllend wär’ es eh nicht gewesen!“

Schon diese kurze Schilderung zeigt, welche barocke Fülle sich um die biografischen Eckdaten des Multitalents rankt. Ich will versuchen, die wichtigsten kurz darzustellen: 1944 Aufnahmeprüfung in das Max-Reinhardt-Seminar, das in der Barbarei des Dritten Reiches nicht mehr so genannt werden durfte und wie auch das Burgtheater am Ende des Krieges geschlossen war. Statt Schauspiel lernte er, Zünder für Minen zu drehen. Immerhin hatte er Glück: Er wurde wegen einer Mittelohroperation vom Kriegsdienst zurückgestellt, und als die Waffen-SS ihn am Ende doch und trotz noch gültiger Freistellung an die Front schicken wollte, spielte er einem gütigen Stabsarzt den Romeo vor: Er spielte dessen Tod und um sein Leben und bekam den Freistempel – wieder eine dieser Lebensfacetten wie

aus einem Roman. Der Krieg war vorbei, und 1946 kam seine erste große Rolle am Stadttheater Linz: Der Leon in Grillparzers wunderbar temperamentvoller, zugleich weiser und leider viele zu selten gespielter Komödie „Weh dem, der lügt“: „Sie sind Schuld, dass ich zum Theater bin“, sagte Walter Schmiedinger später zu ihm, „ich habe ihren Leon 15 Mal gesehen.“

Es folgen der Leonce in Büchners „Leonce und Lena“, dann Wien und das Burgtheater, wo er u.a. mit Oskar Werner spielt, das Zürcher Schauspielhaus, wo er mit Maria Becker, Walter Richter und Helen Vita auf der Bühne steht und wieder Wien, wo ihn der große Karl Paryla an die „Scala“ engagierte. Immer aber malt er auch und zeichnet und studiert nebenher an der Kunstakademie bei Herbert Boeckl Aktzeichnen. Bei einem Engagement am Landestheater Salzburg lernt er eher durch Zufall und in einem Weinhaus Oskar Kokoschka kennen und porträtiert ihn, eine wichtige Begegnung, aus der zehn Jahre später eine freundschaftliche Verbindung wuchs. Das Residenztheater München folgt, dann das Staatstheater Kassel, eine für ihn außergewöhnlich fruchtbare Theaterzeit, denn der Regisseur und Dramaturg Albert Fischel war unerbittlich, wenn es um das Wort und den Dialog ging und ihre Umsetzung. Hier hat er gelernt, im Einklang von Geist und Körper die Musikalität im Vers richtig zu behandeln, und es regt ihn schrecklich auf, dass dies heute sträflich vernachlässigt wird. Und ich kann ihm nur Recht geben, wenn er sagt, dass es kaum noch Regisseure und Schauspieler gibt, die den Vers richtig bedienen können. Richtig ist auch, dass die elitären Aufführungen rar geworden sind und dafür die Oberflächlichkeit Triumphe feiert. Bei den Regisseuren wie auch – ein Tritt in Richtung meines Berufsstandes – bei den Kritikern: Die Guten, sagt er, sterben aus – was wir doch nicht allzu schnell hoffen mögen!

Und schon sind wir im Jahre 1956 und fast ist Veit Relin jetzt bereits in Unterfranken. Zuerst mit einer Ausstellung, die sein wohl allen bekannter Malerfreund Joachim Schlotterbeck im Würzburger Kunstkabinett initiierte. Zwei weitere Ausstellungen im Würzburger Falkenhaus folgten. Zu dieser Zeit konnte Veit Relin längst auf eine Reihe von Ausstellungen, Bühnenbilder und auf die Teilnahme an der Biennale der jungen Malerei in Paris – im übrigen unter Hunderten ausgewählt – zurückblicken. Doch noch ist er am Schauspiel Frankfurt und malt nebenher wie besessen. Und noch einmal kommt Wien. Er ist freier Maler – zunächst. Dann aber doch wieder am Theater, mit Bühnenbildern und Rollen, mit dem Orest in Sartres „Fliegen“, in Andre Gides „Immoralist“, und eh er sich versieht, erneut am Burgtheater. Die Großen waren dort versammelt, die Thimigs, Wesselys, Hörbiger, Meinrad, die blutjunge Pluhar – und wenn er nicht spielte, zeichnete er sie alle.

Auf den großen Bühnen hatte er die großen Rollen seines Fachs gespielt und eigentlich hätte sich Veit Relin nun in Erwartung der Pension zur Ruhe setzen können, aber die aufregende avantgardistische Zeit im Ateliertheater am Naschmarkt, das er 1960 gründete, die musste einfach sein. Sie entsprach und entspricht seinem Charakter. Die folgenden sieben Jahre sind Legende geworden in der Wiener Theatergeschichte. Es gab die Erstaufführung von Oskar Kokoschkas „Orpheus und Eurydike“ in dessen Bühnenbilder, die Uraufführung von Picassos „Wie man Wünsche beim Schwanz packt“, das er später für das ZDF verfilmte, sowie zahlreiche Erstaufführungen von u.a. Brechts „Baal“, Albee

und Lorca. Was am Burgtheater nicht zustande kam, machte Veit Relin. Es war das Spannendste und Außergewöhnlichste, was es gab, und Kritik und Zuschauer einhellig in Jubel ausbrechen ließ.

Natürlich war sein avantgardistisches Theater ein Dorn im Auge der Kultusbürokratie, und natürlich blieb er vom Gießkannenprinzip der Unterstützung ausgeschlossen. Das betrachtet er bis heute als Auszeichnung. Doch von den ihm verliehenen Staatspreisen konnte er nicht leben. So gab er auf, ging er ab 1967 auf Tournee und drehte und produzierte Filme.

Und nun endlich Sommerhausen. Veit Relin plante ein Feature „Über das Kuriosum Malipiero“ im ZDF. Der Tod kam ihm zuvor. Das Torturmtheater war verwaist. Aber bei den Grazer Festspielen, wo er mit Krista Stadler in „Gespenster“ von Wolfgang Bauer auf der Bühne stand, erreichte ihn eine Nachricht aus Unterfranken, die im Weinhaus Düll mit Michael Meisner, Landrat Wilhelm und Bezirkstagspräsident Gerstner zu einer illustren Runde führte. Und – Phoenix aus der Asche – sie endete 1976 mit einem fulminanten Eröffnungsspektakel und „Wie man den Haifisch harpuniert“ von Victor Haim im Torturmtheater Sommerhausen. Damit erregte Veit Relin überregionales Aufsehen. Und dass er für Arbeiter und RollsRoycefahrer, für Schwule und Lesben spielen wolle, habe ich noch gut im Ohr, letzteres Begriffe, die damals nur hinter der hohlen Hand geflüstert wurden.

Veit Relin ging mit Kühnheit zu Werke. Die Bischofsstadt Würzburg war nicht weit. Dennoch spielte er „Die Pfarrhauskomödie“ von Lautensack, entdeckte Leonhard Frank, den vergessenen Sohn Würzburgs, mit „Karl und Anna“ wieder, malte und zeichnete, spielte „Rozznjogd“ von Turrini und erst kürzlich dessen Monolog „Endlich Schluss“ als Uraufführung, malte und zeichnete, spielte den „Kontrabass“ von Süßkind, malte und zeichnete, spielte Ur- und Erstaufführungen von u.a. Edward Albee, Bernhard Schärfl, Jelena Kohout, Hans Krendlesberger, Herbert Rosendorfer und Ester Vilar, malte und zeichnete, spielte „Wotans Baby“ von Bernd Grashoff und wurde damit ausgewählt zu den die besten Inszenierungen versammelnden renommierten Mülheimer Theatertagen 1977, malte und zeichnete, spielte Provokantes und Zauberhaftes, rief 1980 nebenher die Schlossfestspiele Sommerhausen ins Leben und spielte Nestroys „Der Zerrissene“, gründete 1984 auch noch die Festspiele an der romantischen Straße und spielte Nestroys „Muffl“... und malt und zeichnet und führte Regie und spielt... bis heute. Immer sehr authentisch, immer sehr ehrlich.

Die Ehrlichkeit suchen, das ist es vor allem, was ihn, und, davon ist er überzeugt, auch das Publikum, interessiert. Vor allem in einem so intimen Rahmen wie dem des Torturmtheaters tut jedes falsche Wort, jeder falsche Ausdruck weh und wird schnell zur Lüge. Diese Maxime und seine Unbedingtheit und Unbestechlichkeit in allem, was Kunst angeht, brachten ihm in den 25 Jahren, die es 2001 werden, einen hohen und überregionalen Bekanntheitsgrad. Er hätte es sich leicht machen können, denn binnen kurzem war das Torturmtheater ein Selbstläufer. Aber in der Kunst ist er unerbittlich. Seichtes ist seine Sache nicht. Das Unbekannte lockt ihn nach wie vor, das Erproben von Neuem, das Ausloten von Kunst, die Explosion von Geist im Körper, die berührt, ärgert, freut, wütend macht und jubeln lässt. Die Gleichgültigkeit aber in der Kunst, die verachtet Veit Relin.

Und ein „Fränge“ ist er geworden in dieser Zeit. Er liebt die hügelige Landschaft am Main mit ihren Weinbergen, natürlich auch den Wein, die Dachlandschaften der Dörfer, die Bauerngärten mit ihrer natürlichen Blumenpracht und die Zinnien vor allem, weil eine von ihnen ihm damals, nach dem langen und anregenden Gespräch im „Düll“, auf ebenso einfache wie poetische Weise davon überzeugt hat, nach Sommerhausen zu kommen. Die gepflückte Blume nickte im Auto immer mit dem Kopf, als Veit Relin sich selber die Frage stellt, „Soll ich, oder soll ich nicht?“ Er erzählt das so, und es ist zu schön, um daran zu zweifeln.

Veit Relin liebt Feines und Frivoles, die Liebe und das Leben, sein Torturmtheater und immer noch die Frauen. Hannelore Kaufhold zum Beispiel, sein „Lörchen“, die bewehrt mit großem Herzen im großen Busen das Torturmtheater bewacht. Sie ist Bastion und Institution, war des Teufels Großmutter im „Fränkischen Sommernachtstraum“ nach Grabbes „Scherz, Satire...“ und ihrer gedenkt er mal für mal in seinem Programmheft. Und er liebt die Menschen. Diese Liebe ist anrührend, wenn er sich ihr anvertraut wie bei seinem Freund Josef Versl. Mit diesem unterfränkischen Maler verbanden ihn und seine Frau Angelika eine tiefe Bindung, die er in Winterhausen in einem winzigen Museum dokumentiert hat. Auch das letzte Ölporträt von Josef Versl hängt dort. Es zeigt Veit Relin und seine Geli.

Veit Relin ist ein positiver und ein glücklicher Mensch. Ihm sei alles gelungen, was er angefasst habe, sagt er, – wenn auch manchmal auf Umwegen. Aber die sind jetzt wohl zu Ende, denn er ist angekommen, bei seiner fränkischen Madonna mit den Biedermeierhänden, bei Angelika Relin, seiner Frau. Dass diese aber auch mit Klugheit und Übersicht im Theater agiert, Kostüme entwirft und mit den Biedermeierhänden in Riesentöpfen Große Küche kocht für hungrige Premierengäste, – das wissen sein elitärer Kopf und Appetit zu schätzen.

Kunst, meine Damen und Herren, bedeutet, das Wesentliche zu erfassen, das, was hinter den Dingen liegt, sichtbar zu machen. Das kann abstrakt oder realistisch sein. Kunst ist an keine Richtung gebunden, an keinen Glauben und an keine Politik. Sie ist so wie der Künstler, der sie schafft. Und genau so lebendig. Wenn sie mir bei dieser kurzen Definition folgen wollen, dann erkennen Sie in Veit Relin einen großen Künstler, der nächstes Jahr 25 Jahre das Torturmtheater gestaltet hat. Pläne? Gewiss, was auch anderes ist zu erwarten?

Bis heute ist Kunst seine Nahrung, sein Elixier. Und er fügt hinzu, dass ihn Erkenntnisse in der Kunst weiter voran gebracht haben zu Peripherien, die man nicht zu denken wage. Und mit Zugang zu Geheimnissen, die anderen verborgen blieben.

Lassen Sie mich, lieber Veit Relin, mit einem kurzen Gedicht von Novalis enden:

„Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren,/sind Schlüssel aller Kreaturen, wenn die, so singen oder küssen,/mehr als die Tiefgelehrten wissen,/wenn sich die Welt ins freie Leben/und in die Welt wird zurückbegeben,/wenn dann sich wieder Licht und Schatten/zu echter Klarheit wieder gatten/und man in Märchen und Gedichten/erkennt die wahren Weltgeschichten,/dann fliegt vor EINEM geheimen Wort/das ganze verkehrte Wesen fort.“

Quellen:

Rede von Prof. Kasten anlässlich der Eröffnung „Veit Relin – Environment“, 1971 in der Neuen Galerie der Stadt Linz, Wolfgang-Gurlitt-Museum, abgedruckt in den Jahreskalendern Veit Relin;

Biografische Auflistung: Veit Relin, Schauspieler, Theatermacher, Maler;

Veit Relin – ein Selbstportrait für eine knappe Stunde, Würzburger Radio-Abend im Mainfränkischen Museum, Aufzeichnung am 21. Oktober 1994, Sendung am 30. Oktober 1994, 22.05-23.00 Uhr in Bayern 2;

Interview mit Veit Relin am 11.10.2000, geführt von Anneliese Euler.